

Nr. 287. Bromberg, den 13. Dezember 1935

Befehl aus dem Dunkel.

Roman von Hans Dominik.

Sämtliche politischen Gefangenen sind sofort in Freiheit zu setzen. General Iwanow!

Wäre der Blitz in das Gouvernementsgebäude von Irkutsk geschlagen, Verwirrung und Aufregung hätten nicht größer sein können. Wie ein Lauffeuer ging die Kunde von diesem unbegreiflichen Erlaß des Oberbefehlshabers durch den Riesenbau.

Alle politischen Gefangenen freigelassen? Ja sogar die bereits zum Tode Verurteilten?! Was war geschehen? War der General wahnsinnig geworden? War eine neue Revolution ausgebrochen?

Wenige Minuten später war das Zimmer des Generals angefüllt von einem Schwarm höherer Beamter und Offiziere, die ihn mit Fragen bestürmten, auf ihn einsprachen. Doch immer nur die eine Antwort aus Iwanows Munde: „Die Gefangenen sind unschuldig. Außerdem liegt ihre Entlassung im Staatsinteresse!

Waren es wirklich die Worte des Generals oder war es etwas anderes — eine Stimme nach der anderen verstummte. Die erregten Gesichter glätteten sich mehr und mehr ... dann alle in nachdenklichem Schweigen, und dann .. nickten die einen zustimmend, die anderen sprachen laut heraus, es könne gar keinem Zweifel unterliegen, daß das Staatsinteresse die Freilassung der Gefangenen erfordere ... sie seien völlig unschuldig.

War dieser plötzliche Stimmungswechsel der Versammelten schon recht sonderbar, so war auch ihr weiteres Verhalten überaus merkwürdig. Anstatt nun nach Erledigung der Angelegenheit das Zimmer zu verlassen, verblieben sie noch eine volle Stunde bei Iwanow, ohne außer ein paar gleichgültigen Redensarten über die Gefangenen weitere Worte zu wechseln.

Als aber gegen Mittag der General und die anderen das Zimmer verlassen hatten, dauerte es nur wenige Minuten, da gellten nach einer kurzen Besprechung Iwanows mit den anderen Herren bei allen Behörden die Telephonklingeln: „Befehl des Generals, die vor einer Stunde entlassenen politischen Gefangenen sofort wieder zu verhaften und in das Gefängnis einzuliefern! Bis auf eine der Gefangenen, ein junges Mädchen namens Lydia Allgermissen, wurden die übrigen alsbald wieder festgenommen.

Am Nachmittag desselben Tages berief Iwanow sämtliche Herren, die am Mittag bei ihm gewesen waren, zu einer Besprechung zu sich. Noch ehe man dazu kam, sich über das Unbegreifliche, Unfaßbare, das sich vor ein paar Stunden in diesem Raum zugetragen hatte, auszusprechen, sprangen alle wie auf ein gegebenes Kommando auf und bewegten sich in lebhaften Tanzschritten durch den Raum. Gleichzeitig erschien vor dem Fenster, das nach dem Garten zu ging, ein alter, einfach gekleideter Mann, der sich über das Bild im Zimmer aufs höchste belustigte. Während seine Hände unaufhörlich den Takt zu dem Tanz im Gouverneurszimmer schlugen, sprudelte sein Mund von heftigen Verwünschungen und boshaftem Gekicher über.

Plötzlich öffnete sich die Tür zu dem Zimmer und ein junger Offizier in Meldeuniform, den Stahlhelm auf dem Kopf, trat herein. Wie angewurzelt blieb er stehen und starrte wie betäubt auf die sonderbare Szene. Dann suchten seine Augen die des Generals, und was er darin las, erfüllte ihn mit schreckhaftem Entsetzen. Angst, Wut, tiefste Beschämung sprachen nur zu deutlich daraus.

Unfähig, den Mund zu einer Frage zu öffnen, einen Entschluß zu fassen, stand der Offizier. Da fiel sein Blick auf das Fenster, hinter dem der Alte mit kreischenden Freudenrufen die Szene begleitete. Blitzartig kam dem Offizier der Gedanke, daß der dort draußen vielleicht durch Hypnose oder suggestiven Zwang den General und die anderen zu diesen jeder Vernunft und Sitte hohnsprechenden Tanzbewegungen veranlasse. Mit einem Sprung war er am Fenster und schoß durch die Scheibe hindurch den Alten in den Kopf, daß der sofort tot umsank.

Doch seine schnelle Vermutung bestätigte sich nicht. Die Versammelten tanzten unentwegt weiter, obwohl einige der älteren Herren sich nur noch mit Mühe auf den Füßen hielten. Kaum noch Herr seiner Sinne, wollte der Offizier aus dem Zimmer eilen und Hilfe holen, da war der Tanz plötzlich zu Ende. Verwirrt, atemlos, erschöpft taumelten die sonderbaren Tänzer zu den nächstbesten Sitzgelegenheiten. Iwanow gab . . ."

*

Dies stand gedruckt in der neuen Ausgabe der „Daily Mail", die ein schlafender Passagier im D-Zug Aachen—Paris lose in der Hand hielt. Sein Gegenüber hatte weit vorgebeugt den Text bis hierhin mit größtem Interesse lesen können. Wie ging die merkwürdige Geschichte weiter? Wer hatte das geschrieben?

Fiebernd vor Neugierde und Ungeduld hätte Georg Astenryk dem Schlafenden am liebsten die Zeitung fortgenommen. Ärgerlich warf er sich auf seinen Sitz zurück, da traf sein Blick das etwas belustigte Gesicht seines Reisegefährten zur Rechten. Der mochte über sein Buch hinweg wohl etwas von dieser Lektüre mit Hindernissen beobachtet haben und reichte ihm jetzt lächelnd eine Zeitung.

„Bitte, Herr Astenryk. Das ist dieselbe Nummer der „Daily Mail", die sie anscheinend so interessiert. Sie können sie gern erhalten. Ich habe sie gelesen."

Etwas verlegen nahm Georg Astenryk das Blatt an sich. „Sehr liebenswürdig, Herr Major. Meinen verbindlichsten Dank." —

Der Zug hielt in Compiegne. Major Dale erhob sich und reichte Georg Astenryk die Hand zum Abschied. „Es war mir eine angenehme Bekanntschaft. Vielleicht fügt es das Schicksal, daß wir uns später noch einmal wiedersehen."

„Das würde mich sehr freuen, Herr Major. Sollte der Zufall Sie in Australien gelegentlich wieder mit meinem Bruder Jan zusammenbringen, grüßen Sie ihn bitte."

Der Zug rückte an. Georg Astenryk sah dem Reisegefährten nach, bis er an einem Autostand seinen Blicken entschwand. Ein hervorragender Mensch, dieser Major Dale aus Sydney, dachte er dabei. Natürlich, sonst wäre er ja nicht nach London in den Generalstab berufen. Man wird von ihm vielleicht noch hören, wenn es wirklich im Fernen Osten zu der großen Auseinandersetzung kommt. Was er über die gespannte Lage dahinten erzählte, war interessant. Danach ist ja eher früher als später ein Krieg zu erwarten. Daß er da drüben auch Jan kennengelernt hat . . . die Welt ist doch wirklich ein Dorf. —

Auch der Australier hatte von seinem deutschen Reisegefährten einen nachhaltigen Eindruck empfangen. Im Anfang der Fahrt, ehe sie miteinander ins Gespräch gekommen, hatte er sich immer wieder gefragt: Was ist das für ein Mensch da drüben? Was kann der sein? Dieser Zwiespalt in den starken, aber doch klaren Gesichtszügen. Die hohe Stirn, die klugen Augen des Gelehrten über dem kräftigen Kinn des Tatmenschen. Er mußte mit ihm bekannt werden, um über dessen Persönlichkeit Aufklärung zu bekommen.

Es überraschte ihn, als er erfuhr, wie jung sein Gegenüber noch war. Er hätte ihn ohne weiteres zehn Jahre älter geschätzt. Der schien aus anderem Holz geschnitzt als sein Halbbruder Jan Valverde in Australien. Der war wohl ein ganz guter Farmer, aber auch nicht mehr als das. Dieser Astenryk überragte ihn jedenfalls turmhoch an geistigen Kräften. —

Georg Astenryk entfaltete jetzt die Zeitung Dales und nahm sich den Aufsatz vor, der ihn so interessiert hatte. Der Artikel trug die Überschrift „Erinnerungen eines russischen Arztes von Dr. Nikolai Rostow". Er las ihn von der Stelle weiter, bis zu der er vorher gekommen war.

„. . . General Iwanow gab dem Offizier den Befehl, niemand in das Zimmer hineinzulassen. Nach einer längeren Besprechung verpflichtete er alle Anwesenden bis zur Klärung der Angelegenheit zu strengstem Schweigen.

Die Vorgänge in Irkutsk waren auch in Moskau bekannt geworden und die Regierung schickte sofort einen Stab hervorragender Kriminalisten und Gelehrter, darunter auch meinen Freund, den Generalarzt Orlow, von dem ich diese Mitteilungen habe, dorthin.

Die peinlichst genau durchgeführte Untersuchung ergab jedoch nichts, das geeignet gewesen wäre, den Schleier des Geheimnisses zu lüften.

Der von dem Offizier erschossene alte Mann war als ein Professor Allgermissen festgestellt worden. Dieser, ein Deutschbalte, als politisch Verdächtiger nach Irkutsk verbannt, arbeitete in dem staatlichen Laboratorium als Assistent unter dem Direktor des Instituts. Er hatte schon früher als Sonderling gegolten, als Wissenschaftler genoß er einen vorzüglichen Ruf.

Schon mehrmals hatte man Verdacht, daß Allgermissen Arbeiten, deren Resultate schon greifbar schienen, absichtlich falsch auslaufen ließ oder zum wenigsten stark verzögere. In der letzten Zeit hatte der Professor seinen Haß gegen die Regierung in mehr oder weniger versteckten Redensarten zum Ausdruck gebracht. Als er sich sogar in offenkundigen Drohungen erging, steckte man ihn und gleichzeitig seine Frau und seine Tochter Lydia ins Gefängnis. Während der Untersuchung starb Frau Allgermissen. Professor Allgermissen, der schon gleich nach seiner Verhaftung von den Ärzten als etwas geistesgestört bezeichnet wurde, verfiel jetzt in völligen Wahnsinn. Er wurde nach der Krankenabteilung des Gefängnisses gebracht, aus der er dann an jenem Tage unter allerdings sehr auffälligen Umständen entfloh.

Unter den auf jenen rätselhaften Befehl des Generals Iwanow aus dem Gefängnis Entlassenen befand sich auch Lydia Allgermissen. Sie hatte sich vom Gefängnis nach ihrer früheren Wohnung begeben. Von diesem Zeitpunkt ab war sie verschwunden.

Nachdem die Moskauer Kommission sich lange Zeit vergeblich bemüht hatte, eine triftige Aufklärung der geheimnisvollen Vorfälle zu geben, begnügte man sich schließlich mit der plausiblen Annahme, daß Professor Allgermissen über ungewöhnlich starke hypnotische Kräfte verfügt haben müsse. —

Dr. Orlow hat sich mit mir und auch mit anderen Fachleuten vergeblich bemüht, eine bessere, einigermaßen wissenschaftliche Erklärung zu finden. Vielleicht, daß ein Leser früher oder später die richtige Lösung findet."

Damit schloß der Artikel in der „Daily Mail". Georg Astenryk ließ das Blatt sinken und nickte nachdenklich vor sich hin, als wolle er sagen: Ich habe die Erklärung zum Teil schon gefunden, mein lieber Herr Doktor Rostow. Er barg die Zeitung sorgfältig in seiner Brusttasche, dachte dabei: Jetzt, wo ich den Bericht meines Freundes Lönholdt von solch authentischer Seite bestätigt finde, werde ich mich etwas ernsthafter mit dem beschäftigen, was ich von Allgermissen weiß.

„An Zeit mangelt es mir ja nicht", sagte er mit einem bitteren Zug um die Lippen leise vor sich hin, „seitdem ich die Leitung der Firma Astenryk und Kompanie dem Konkursverwalter überlassen mußte . . ."

Dachte dann weiter . . . dieser Allgermissen . . . Genie oder Wahnsinn? . . . Genie und Wahnsinn? . . . Daß der schwer geisteskrank gewesen, stand wohl außer Zweifel . . . Wie oft hatte er deswegen die Beschäftigung mit dem Problem Allgermissens beiseitegeschoben, hatte sich gesagt: Es sind doch nur die Ideen eines Verrückten . . .

Und doch! Jetzt, wo er Lönholdts Bericht durch den russischen Arzt in jeder Beziehung bestätigt fand, jetzt mußten solche Zweifel schwinden. Jetzt durfte ihm selbst das Benehmen Allgermissens in der Nacht vor seiner Verhaftung nicht mehr als das eines völlig Wahnsinnigen erscheinen.

Was stand darüber in Lönholdts Tagebuch? Professor Allgermissen hatte in jener Nacht in wildem Triumphgeheul geschrien: „Tod und Vernichtung allen Bolschewiken! . . . Ich bin der Herr der Welt! . . . Die ganze Menschheit ist mir untertänig!" Jetzt mußte tatsächlich das Ungeheuerlichste möglich werden können. Jetzt mußte man den Worten Allgermissens einen realen Sinn zugestehen, auch wenn man, weiter denkend, auf unheimlich phantastische Folgen und Ziele stieß . . .

Georgs Gedanken wanderten. Seine innerliche Erregung steigerte sich mehr und mehr. „Mein Gott!" rief er schließlich laut aus, „man könnte ja auch wahnsinnig werden, wenn man das alles bis zum letzten Ende durchdenkt. Ja, wahnsinnig könnte man werden . . . wie es auch Allgermissen wurde . . . wurde, nicht war."

Er schrak zusammen. Ein Schaffner trat in die Tür und regulierte die Platzmarken. Ein Blick aus dem Fenster zeigte Georg Astenryk schon die hohen Hinterwände der städtischen Häuser. Ein Blick auf die Uhr: In wenigen Minuten würde er seine Verlobte Anne Escheloh in die Arme schließen.

Der Zug lief in den Nordbahnhof ein. „Paris!" An der Sperre erblickte er von weitem Anne. Sie hatte ihn noch nicht gesehen. Seine Augen hingen an dem schönen, reinen Profil seiner Verlobten. Er winkte ihr zu. Sie erkannte ihn, winkte wider. Und dann stand er vor ihr . . . erschrak.

„Anne! Liebe Anne!" Er drückte sie fest an sich. „Anne!" . . . Freude und Erschrecken lagen in seiner Stimme. Wie hatte sich ihr Gesicht verändert, daß selbst die Freude des Wiedersehens nicht die tiefen Schatten verwischen konnte, die auf ihren Zügen lagen!

Er kannte Anne zu gut. Sie hatte eines jener Gesichter, die zwar gelernt haben sich zu beherrschen, die aber zu durchsichtig sind, um die Regungen der Seele zu verbergen. Dieser fremde Zug um den Mund, diese verschleierten Augen sprachen von innerem Leid.

„Georg! Mein lieber, guter Georg! Wie freue ich mich, dich wieder zu haben."

„Und ich auch, mein Liebling. Wenn wir uns auch unter traurigen Umständen . . ."

„Nicht jetzt! Ach, sprich jetzt nicht weiter davon, Georg. Laß uns die Freude des Wiedersehens genießen... später davon. Wir wollen gleich zu uns fahren. Du wohnst auch, wie mein Schwager Forbin und Helene, in der Pension Pellonard in der Rue Frémont. Ein Zimmer ist für dich reserviert."

„Ach, das ist ja wundervoll, daß wir zusammenwohnen, Anne. Um so mehr werden wir voneinander haben."

Sie gingen zu dem Taxistand und fuhren zur Rue Frémont. Alfred und Helene Forbin waren nicht zu

Hause. Georg war darüber nicht böse. Allein mit Anne, schloß er sie in zärtlichem Mitleid in die Arme.

„Anne! Du bist so verändert. Drückt dich etwas? Nach deinem Briefe schienst du mir . . . ich will nicht sagen, glücklich . . . aber doch ganz zufrieden mit deinem Aufenthalt hier. Fühlst du dich nicht wohl bei dem Schwager, oder ist es was anderes?"

Anne Escheloh wandte sich zur Seite.

„Ach . . . sprechen wir doch nicht davon, Georg! Warum soll ich nicht zufrieden sein, da es mir ja an nichts fehlt? Ich muß nur immer an dich denken. Was hast du nicht alles in der letzten Zeit durchmachen müssen! Der Tod deines Vaters, die Hypothekengeschichte und nun gar der Konkurs eures alten Werkes . . . Was wirst du anfangen, wenn sie dir alles genommen haben?"

„Anne! Ist es wirklich nur das? Hast du nicht auch anderen Kummer? Ich möchte dir ja so gern glauben, aber ich kann es nicht. Um mich brauchst du dich keinesfalls zu sorgen. Ich werde schon durchkommen. Aber daß du dich hier auch nur einigermaßen wohl fühlst . . . ich kann's nicht glauben, Anne!

Als damals dein Vater starb und du dich diesem zweifelhaften Forbin — verzeih, daß ich von dem Mann deiner Schwester so spreche — anschlossest, da dachte ich mir: Lange soll das nicht dauern, dann hole ich dich mir wieder. Die Halunken, die mich zum Konkurs brachten, haben auch durch diesen Plan einen Strich gemacht . . . vorläufig . . . denn Anne, meine liebe Anne, wenn du zu mir hältst . . . ich werde nie von dir lassen. Und einmal wird ja doch der Tag kommen, wo . . ."

„Georg, schweige doch! Was sprichst du da! Ich sollte nicht immer zu dir halten? Was auch kommen mag, ich lasse dich nicht.

Aber erzähle doch jetzt, wie es möglich war, daß du für dein gutgehendes Werk nicht das Geld auftreiben konntest, um den Konkurs abzuwenden?"

(Fortsetzung folgt.)

Das Rembrandtfenster.

Eine Geschichte von **Ludwig Bäte.**

Wir hatten Rembrandts Haus in Amsterdam aufgesucht, es hatte uns nicht sonderlich viel zu sagen gewußt. Das völlig verfallene, moderzerfressene Haus war vor etwa dreißig Jahren so hergerichtet worden, wie man annahm, daß es zu des Meisters Tagen ausgesehen haben könnte. Rembrandts Hausratsverzeichnis von 1656 mochte in vielem maßgebend gewesen sein. Doch fehlte jedes Stück, auf dem noch seine Hände gelegen hatten, wollte man nicht die beinahe lückenlose Sammlung der Radierungen ausnehmen, von denen die meisten doch Originalabzüge waren, zum mindesten von seinen Druckern unter seiner Aufsicht hergestellt. Hier war sein Sohn Titus geboren worden und ein Jahr darauf Saskia gestorben . . .

Untätig und auch ein wenig müde gingen wir der inneren Stadt zu, schauten in diesen und jenen Antiquitätenladen, hörten die Uhren und dahinter die Glockenspiele der geheimnisvollsten aller Städte Nordeuropas anschlagen, sahen, wie sich die Schiffe durch die schwarzen, quälenden Grachten schoben, die dunklen Ulmen sich seltsam im Wasser spiegelten, und hielten plötzlich in der Nähe der Universitätskliniken wie verzaubert an. In einem hohen schmalen Hause, das schon lange stand, als Rembrandt hier vorbeiging, saß eine alte Frau am Fenster, in matronenhafte, matte Seide gekleidet, das weiße, stark hervorquellende Haar von der Witwenhaube zugedeckt, das faltig zusammengeschrumpfte Gesicht geduldig und gelassen nach unten hinabgebeugt.

Aber das war doch seine Mutter, so wie er sie auf einem rührenden Blatte festgehalten hatte? Vielleicht die Mutter schlechthin, versorgt und noch mitten im Leben stehend und doch schon leise angeweht von dem Atem dessen, der auch nicht mehr fern sein konnte und sicher nicht weh tat. Gewiß nicht weher als das Vergangene, das sacht wie Sand im Uhrgehäuse verrann. Es war die Mutter eines Großen, die, aus einfachen Verhältnissen kommend, ihn nicht begreift, schwindelnd seinem steil zur Höhe jagenden Wagen nachschaut und doch aus ihrem Blut fühlt, wie schwer das ist, Künstler zu sein.

Das was sollte das alles! Ich war befangen, verhext, eingesponnen in das magische Netz dieser Stadt, so wie es tausend anderen ergangen war und noch tausend anderen gehen würde trotz aller modernen Baukunst und der auch hier unbarmherzig zupackenden Technik. Das da war eben eine alte Frau wie viele andere, Witwe eines wohlhabenden Kaufmanns vielleicht oder eine unverheiratet gebliebene Dame, die sich ihre reichlich bemessene Zeit mit Kaffee- oder Teetrinken und einem Blick auf die belebte Straße vertrieb. Was sollte sie auch anderes tun? Das Leben ließ sich ja doch nicht halten!

Vielleicht aber sah sie auch gar nicht so aus, und meine erregten Sinne, halb noch benommen von Rembrandts Nähe, steigerten, was in schwachen Ansätzen da sein mochte, wahrscheinlich aber gar nicht einmal vorhanden war.

Ich schaute meine Begleiterin an. „Sieh jetzt nicht hin", meinte sie beklommen, „sie nickt uns zu!"

Tatsächlich beugte sie sich nach vorn, so daß der Oberkörper beinahe das Tischchen berührte, an dem sie saß, feierlich, mit einer lange vergessenen, halb höfischen Ernsthaftigkeit, wie sie aus der spanischen Zeit hängen geblieben sein mochte. Sie wiederholte die Bewegung, ohne daß sich der Ausdruck ihres Gesichtes um eine Linie geändert hätte.

Ich wandte mich um. Cornelia, die bloß geworden war, sagte: „Sie saß bereits dort, als ich zur Schule ging, und das ist schließlich auch schon eine Zeit her. Wir warfen wohl mit Apfelsinenschalen an ihr Fenster. Sie drohte aber nie, wie das die Nachbarn getan haben würden; ihre Bewegungen blieben immer die gleichen. Manche sagen, sie stamme aus Rembrandts Familie. Ähnlichkeit ist jedenfalls da, und eigentümlich bleibt, daß sie trotz aller Unbehaglichkeit der lauten und recht minderwertig gewordenen Straße nicht fortzieht, obwohl sie sehr wohlhabend sein soll."

Eine schwarze Katze schlich, dicht an die Wand gedrückt, die Treppe hinauf. Das war sicher nichts Seltsames; diese Tiere waren hier so häufig wie Hühner und Tauben auf dem Bauernhofe. Außerdem paßten sie zu einer älteren, in diesem Falle anscheinend unverheirateten Dame. Bei uns zulande war das auch so. Allenfalls kam noch der Kanarienvogel dazu. Aber dieses Tier kannte ich doch! Auf dem rechten Ohr saß so eine merkwürdig dichte weiße Quaste, fast wie ein Puderschwämmchen, und es zog die linke Hinterpfote auch so seltsam nach, daß es selbst mir, der sich nie viel aus Katzen machte, aufgefallen war.

„Sie kommt jeden Mittag aus dem Rembrandthaus", meinte meine Freundin. „Aber nun wollen wir lieber gehen, es wird auch Zeit zum Tee!"

Sie bot mir den Arm. Ich sah mich noch einmal um. Das Tier war der alten Frau auf den Schoß geklettert. Beide schauten unbewegt in die vorüberspülende Menge, in das schwere graue Gleiten der Gracht, die steife Steinbrokatpracht der uralten Giebel und wohl auch in das Antlitz dessen, vor dem tausend Jahre wie ein Tag sind und in dessen Händen sich alle ratlosen Knäuel glücklich und wie von selbst entwirren.

Meine Freunde, die Spechte.

Von **H. O. von Bonin-Ponitz.**

Leise pürsche ich mit meinem Hunde durch das winterliche Revier. Ohne Zweck, denn schießen will ich nichts. Aber beobachten will ich, was sich in meinem Wald zuträgt, ob zwei- oder vierbeiniges Raubzeug, wie Mensch, wildernder Hund oder stromernde Katze, mein Wild stört. Nachsehen will ich, daß kein Getier, dem ich helfen kann, in dieser Notzeit darben muß.

Leise pürsche ich mit meinem Hunde durch den Wald. Ich achte sorgsam auf die Laute, die mir erzählen, daß ein Eichelhäher, eine Amsel oder ein Rotkehlchen durch Rätschen,

Schimpfen oder Zerren auf eine Gefahr aufmerksam machen will. Oder daß Krähen durch ein häßliches Krächzen sich zusammenrufen.

Stimmen des Frohseins, der Freude sind um diese Jahreszeit nicht zu hören. Da . . . ich werde Lügen gestraft. Irgendwo, nicht sehr weit von mir, hat jemand hell gelacht. Da ruft er schon wieder: mein Freund, der Schwarzspecht, ist es. Ich will ihn mal besuchen.

Auf dem Wege zu ihm, der mich von Zeit zu Zeit zu rufen scheint, mache ich einen Vogel hoch. Ich beobachte seinen Flug: ein paar Flügelschläge, plötzliches Anhalten in der Luft mit angezogenen Flügeln, ein Gleiten und wieder Flügelschläge, die den Körper hochreißen. Das kann nur ein Specht sein. Er sitzt jetzt auf einem Ast des alten Eichenüberhälters. Ich schaue durch mein Fernglas. Natürlich: der Grünspecht. Und was machte er am Boden? Ich weiß schon: Ameisenhaufen wollte er auf ihren so köstlichen Inhalt durchsuchen, der Schlingel. Gut, daß ich ihn störte! Aber ich bin ihm nicht böse: Ameisenhaufen habe ich im Revier genug und behüte sie vor jedem Eingriff. Aber bei meinem Freunde, dem Grünspecht, mache ich beide Augen zu.

Da ich mich aufhielt, ist der große Schwarze mit dem leuchtend roten Fleck auf dem Kopf in meine Nähe gekommen. Jetzt fliegt er gerade von einem Stamm zu dem nächsten, auch ihn nach Insektenlarven abzusuchen. Hier klopft er. Nun ist er auf der anderen Seite. Pickt. Rutscht weiter nach oben. Fliegt ab. Klebt am nächsten Baum. Ich habe genug gesehen. Es ist einer von dem Pärchen, dessen Bruthöhle in der alten, starken Kiefer am Fließ war.

Ich pürsche weiter. Ich sehe Rotwild, einen Damschaufler, die Ricke mit den zwei Kitzen. Ich gehe auf einem Pürschsteig durch ein Stangenholz. Ich höre ein feines Zirpen, Schwatzen oben in den Kronen der Kiefern. Ich bleibe stehen. Sehe durch mein Fernglas. Ein Goldhähnchen turnt an einem Zweig. Eine putzige Schanzmeise untersucht einen Kiefernast von unten. Eine Haubenmeise schwankt in der Kiefernkrone, vom Winde bewegt. Eine Kohlmeise hat mich mit ihren schwarzen Äuglein entdeckt. Sie schimpft, aber sie kommt näher, da sie aus mir nicht klug wird. Und da und dort sind noch mehr Kleinvögel: alles muntere Gesellen.

Ich bin in einen Schwarm von Meisen und Goldhähnchen geraten, die sich im Winter zusammentun, um die Wälder abzustreifen und von den Bäumen Kerbtiere, Käfer, Larven und sonst Eßbares zu sammeln. Dann muß mein Freund, der Buntspecht, auch in der Nähe sein, denn er leitet in der Regel einen solchen Zug.

Und wirklich dauert es nicht lange, da entdecke ich ihn: Er hat einen Kiefernzapfen in eine Astgabel geklemmt und bearbeitet ihn mit seinem Schnabel, um sich die Samenkörner einzuverleiben. Es ist sogar der dickschnäblige, große Buntspecht, der wohl aus dem Norden kommt.

Ja, sie sind alle meine Freunde, die Spechte: der große Schwarze, der Graue, der große Bunte, der Mittelgroße mit dem rosaroten Stütz, der kleine Bunte, der Grüne.

Und wie wird es im Frühling werden, wenn sie ihre Liebestrommel rühren! Eine Stimme ist ihnen nicht gegeben, um ihren Liebesgedanken Ausdruck zu geben. Doch sie wissen sich zu helfen. Sie fliegen auf einen trocknen Ast, setzen sich an das freiragende Ende und klopfen blitzschnell auf das Holz. Das gibt eine gute Resonanz. Das hallt weit in den Wald. Und das Weibchen hört und versteht des Trommlers Ruf.

Dann wird eine Höhle gezimmert für die Eier, für die Brut. Ist sie nicht ganz nach Wunsch, dann wird schnell eine andere angelegt. Seinetwegen lasse ich längst hiebreife, überalte Bäume im Walde stehen. Je mehr unbenutzte Höhlen der Specht anfertigt, um so lieber ist es mir. Denn diese sind dann willkommene Nistgelegenheiten für andere Höhlenbrüter, die selber nicht Zimmermann genug sind, wie Hohltaube, Kleiber, Stare, Meisen und viele mehr.

Ich habe also schon recht, wenn ich die Spechte meine Freunde nenne. Was tut es, wenn sie in diesen oder jenen Stamm ein großes Loch hämmern, einen Ameisenhaufen zerstören: Es bleiben die Spechte ja doch meine Freunde!



Bunte Chronik



Um ein zehntausendstel Millimeter!

Zu einer Überbrückung der Gegensätze im zwischenstaatlichen Meßwesen wollen die Bestrebungen des Deutschen Normenausschusses beitragen. Er hat die Tafel für das Umrechnen von Millimeter in Zoll und umgekehrt neu bearbeiten lassen. Dabei wurde die Genauigkeit so weit getrieben, daß man bis auf den zehntausendsten Teil eines Millimeters hinabgegangen ist. Zudem scheint man auch in England sich der einheitlichen Festlegung der Bezugstemperatur auf 20 Grad Celsius anschließen zu wollen. Infolge der Gleichsetzung mit 68 Grad Fahrenheit wird ferner der Unterschied zwischen dem englischen und dem amerikanischen Zoll nahezu beseitigt sein, so daß man auch in dieser Richtung einen Schritt vorwärts getan hat.



Lustige Ecke



„Flug" nach der Werbung.

Durch das Fenster des ersten Stockes flog der junge Mann ins Zimmer. Er war im Frack, trug einen Strauß rote Rosen im Arm, auf dem Kopf einen Zylinder und an den Händen weiße Handschuhe.

Der Vater staunte:

„Eine komische Art, bei mir einzudringen! Dabei sehen Sie aus, als wollten Sie um die Hand meiner Tochter anhalten?"

Der junge Mann stotterte:

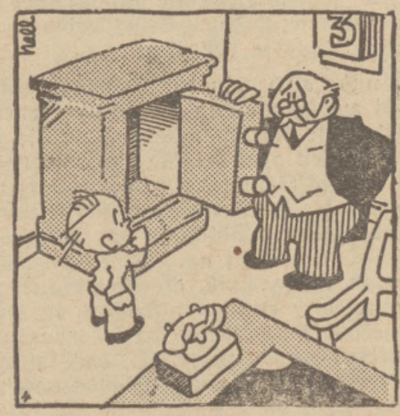
„Nein. Aber ich hielt um die Hand der Tochter Ihres vis-à-vis im zweiten Stock gegenüber an!"

*



„Dies ist Ihre letzte Chance einen Schirm zu kaufen, bevor ich die Markise hochziehe!"

*



Chef: „Alfred, nur du und ich kennen die Kombination des Geldschranks, also — wo sind nun die beiden Stücke Brot mit Ei und Käse, die ich vom Frühstück übrig ließ?"

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.